

# Fischerei bis zur totalen Erschöpfung

### Der Rote Thun steht kurz vor der Ausrottung – trotzdem rüsten Fangflotten im Mittelmeer auf, um auch die letzten Schwärme zu jagen

In der Dunkelheit wirkt die Kaimauer wie das Gerippe eines Urzeitfisches. Dutzende rostige Anker liegen herum. Ein paar Männer kramen auf alten knatternden Mopeds. Die Hafenstraße entlang vorbei an der Fischfabrik und einer kleinen Kapelle. Die Ersten steigen in ihre Boote, lehnen an der Reling, gähnen und frösteln. Es ist fünf Uhr früh und ungewöhnlich kalt für Anfang Juni. Dann kommt das Signal: alle da. Mit brummen Dieselmotoren verlassen die Schiffe den Hafen. Vier hölzerne Kutter, etwa 50 Mann Besatzung, ein halbes Dutzend Beiboote im Schlepppau. Es ist die Thunfischflotte von Barbate.

Die Fangsaison an der südspanischen Atlantikküste geht bereits zu Ende, und wieder war es ein enttäuschendes Jahr. Kaum mehr als 6600 Thunfische gingen den Fischern seit Anfang Mai ins Netz. Dabei waren die Bedingungen ideal, das Wasser klar, die Mondphasen günstig und das Meer so ruhig wie lange nicht mehr. „In einer Saison wie dieser hätten wir früher fünfmal so viel Fisch gefangen“, sagt Joaquim, der Kapitän der Fischer. Neben ihm steht Ana, die einzige Frau an Bord. Die Biologin berät die Fischer von Barbate seit fast einem Jahr. Sie sagt: „Die Schwärme von früher kommen nicht mehr zurück.“

Auf den Roten Thunfisch haben es Joaquim und seine Männer abgesehen, einen der größten und schnellsten Fische der Weltmeere. Mehr als vier Meter lang werden diese Hochsee-Jäger und können ein Gewicht von 700 Kilogramm erreichen. Seinen Namen verdankt der Rote Thun der kräftigen Farbe seines Fleisches. Seine Haut, grau auf dem Rücken, silbrig am Bauch, ist glatt wie Kerzenwachs. Mit Schlägen seiner sichelförmigen Schwanzflosse beschleunigt er auf 80 Kilometer pro Stunde. Der Thun zählt zu den wenigen warmblütigen Fischen. Selbst in den eisigen Gewässern Norwegens bleibt seine Körpertemperatur bei mehr als 27 Grad Celsius. Dafür muss er immer in Bewegung bleiben – und ständig fressen.

Der majestätische Fisch hat außer Wale keine natürlichen Feinde. Bis zu 30 Jahre wird er alt. Der Speiseplan eines ausgewachsenen Thuns liest sich wie eine marine Enzyklopädie: Sardinen, Makrelen und Kalmar verschlingt er ebenso wie Quallen, Schwämme und Seepferdchen. „Der Rote Thun frisst fast alles, was er fangen kann, und kann fast alles fangen, was schwimmt“, sagt der amerikanische Fischerei-Experte Richard El-



Die Netze von mehr als 600 hochtechnisierten Fangschiffen ziehen sich immer enger um eine dramatisch schrumpfende Zahl von Thunfischen. Rücksichtslos werden auch Jungtiere aus dem Meer gezogen oder in Fischfarmen verfrachtet und für die Sushi-Märkte der Welt gemästet. Foto: AFP

hell beleuchteten japanischen Frachter vorbei. Etwa 100 Meter misst die *Lady Thun*. Ein Koloss verglichen mit den Kuttern der Spanier. Seit fast 30 Jahren kommen die Japaner zur Fangsaison an die südspanische Atlantikküste. Das Fleisch des Roten Thun kostet auf dem Fischmarkt von Tokio zwischen 20 und 30 Dollar pro Kilogramm. Manche Exemplare sind gar ein Vermögen wert. Im Jahr 2001 wurde ein 200-Kilo-Thun mit besonders zartem und fetthaltigem Fleisch für 176 600 Dollar versteigert. Das macht die Jagd auf den Roten Thun zu einem Milliardengeschäft.

Die Fischer von Barbate nutzen eine in Jahrhunderten der Fischerei entwickelte Fangtechnik. Antike Aufzeichnungen zeigen, dass schon die Phönizier kreuz und quer durchs Mittelmeer fuhren, um den Roten Thun mit großen Reusen zu fangen. Ihr Wissen wurde von den Griechen übernommen, bei denen sich wiederum die Römer bedienten. Südlich von Barbate haben Archäologen die Ruinen einer antiken Fischerverarbeitungshalle ausgegraben und römische Münzen mit Thunfisch-Prägungen gefunden. Später, als die Araber auf die Iberische Halbinsel vordrangen, übernahmen sie die Fangtechnik der Phönizier und gaben ihr ihren heutigen Namen: Almadra. Wörtlich übersetzt heißt das: Ort, an dem gekämpft wird.

An der Oberfläche präsentiert sich eine Almadra als Gewirr aus Tausenden von Bojen. Unter dem Wasser ist es ein sieben Kilometer langes Netz, das auf mehrere Kammern zuläuft, jede etwa halb so groß wie ein Fußballfeld. Die Copo ist die letzte Kammer, aus ihr gibt es kein Entrinnen mehr. Nur noch vier Almadras werden heutzutage nordwestlich der Straße von Gibraltar verankert, wo große Thunfisch-Schulen entlang ziehen, um ihre Laichgebiete im warmen Mittelmeer zu erreichen. Treffen sie auf eine Almadra, schwimmen die Fische an den Netzen entlang, doch der Weg, den sie nehmen, führt sie immer tiefer in die Falle hinein.

Sobald die Fischer ihre Almadra erreichen, schwärmen die Beiboote aus. Die Fahrer lassen ihre Außenborder aufheulen und stampfen mit Rudern gegen die Planken. So scheuchen sie Fische in die Copo, über deren Eingang sich das Boot des Kapitäns positioniert. Auf der anderen Seite der Falle vertrauen sich die drei übrigen Kutler zu einem Hufeisen.

Jeder Handgriff ist Routine. Die Almadra, sagt man in Barbate, ist auch ein soziales Netz.

Zwei Taucher machen sich bereit, zwingen sich in Trockenanzüge und prüfen die Sauerstoffflaschen. Am sternklaren Himmel kündigt ein blassblauer Streifen den Sonnenanfang an. Noch müssen die Taucher warten. An Bord herrscht Ruhe. Die Männer rauchen und schnippen ihre Kippen ins Meer. Die Boote dümpeln auf trägen Wellen. Ein Taucher scharft sein Messer.

Dann kriecht die Sonne hinter den schroffen Hügel empor. Keine fünf Minuten sind die Taucher im Wasser, da rufen sie: „Fisch in der Copo.“ Joaquim bläst in seine Trillerpfeife. Sechzig Hände packen das Netz. Seilwinden zeren es aus dem Wasser. Die Falle schließt sich. Masche um Masche, Meter um Meter heben sie die Copo und ziehen die Kutler nach aneinander. Doch keine sichelförmige Schwanzflosse kommt an die Oberfläche, kein zentnerschwerer Fisch kämpft gegen die Falle an.

Die Männer haben das Netz fast eingeholt, da schäumt das Wasser doch noch auf. Hunderte Makrelen zappeln im Todeskampf, verwunden sich mit ihren scharfen Flossen gegenseitig und färben das Meer mit Blut. Eine Winde hievt den Fang an Deck. Ein Haufen kleiner zuckender Leiber. Es ist kein einziger Thun dabei. Die Fischer von Barbate sind nicht verantwortlich für das weltweite Verschwinden der Thunfische. Sogar Naturschützer beschneigen, dass die Fischerei mit der Almadra nachhaltig ist. So werden beispielsweise Tiere mit weniger als 70 Kilogramm zurück ins Meer geworfen.

Die hemmungslose Plünderung beginnt erst jenseits der Straße von Gibraltar. Im Mittelmeer jagen hochtechnisierte Fangflotten den letzten Thunfisch-Schwärmen hinterher, umkreisen sie mit Spezialnetzen und ziehen sie ohne Rücksicht auf Größe und Gewicht aus dem Wasser. Franzosen, Italiener, Griechen, Türken, Kroaten, Algerier und Libyer liefern sich ein regelrechtes Wettrennen.

Früher war es schwer, den begehrten Thun auf offener See zu finden. Heute wird modernste Ortungstechnik eingesetzt. Einige Fischer lassen Kleinflugzeuge nach den Schwärmen suchen, andere nutzen Satellitensysteme. „Die Fangschiffe sind heute in der Lage, alle Schwärme im Mittelmeer zu orten“, sagt

Sergi Tudela, Meeresbiologe beim WWF.

Im Juni erreicht die Fangsaison im Mittelmeer ihren Höhepunkt. Kurz vor dem Laichen haben die Thunfische ein Fettpolster – ganz nach dem Geschmack von Sushi-Fans. WWF-Schätzungen zufolge werden zurzeit jeden Tag 10 000 Rote Thunfische gefangen, die meisten davon bevor sie sich vermehren konnten. Das ist Fischerei bis zur totalen Erschöpfung. Die Regulierung des Thunfisch-Fangs ist Sache der Internationalen Kommission zum Schutz für den Atlantischen

## Der Thunfischfang ist in den Händen einer Mafia

Thun, kurz ICCAT, einer Tochterorganisation der Welternährungsorganisation FAO. Sie teilt Europa eine Maximallimite zu, die dann von der EU-Kommission auf die einzelnen Mitgliedsstaaten übertragen wird. Spanien mit etwa 5400, Frankreich mit 4900 und Italien mit 4200 Tonnen konnten sich die größten Anteile sichern. Naturschützer kritisieren nicht nur, dass die Quoten gegen den dringenden Rat von Wissenschaftlern jedes Jahr zu hoch angesetzt werden. Sie beklagen auch, dass die Kontrolle dieser Fangmen-

gen den lokalen Behörden überlassen ist.

„Viele Inspekture sind eng mit den Fischern verbandelt“, sagt Markus Knigge von der PEW Environment Group. Drastischer drückt sich Daniel Pauly aus, Leiter des Fischereistituts der University of British Columbia und einer der weltweit profiliertesten Meeresökologen: „Der Thunfischfang ist in den Händen einer Mafia. Wer sich ihr nicht fügt, wird eingeschüchtert und bedroht. Diese Gangster werden den Roten Thun ausrotten und wegen der überwitzen Preise auf dem japanischen Markt bis zum letzten Fisch Profit machen.“

Aus Italien stammen Fotos, die zeigen, dass dort Boote mit EU-weit geächteten Treibnetzen fischen. Aber die italienischen Behörden greifen nicht ein. Auch die Luftaufklärung über den Fanggründen ist nach internationalem Serecht strengstens verboten. Trotzdem sichtet allein der WWF in den vergangenen Wochen fünf Flugzeuge auf Thunfischsuche, zwei davon bei der südtaliesischen Insel Lampedusa.

Dabei sollte alles anders werden in diesem Jahr. Die EU verkündete eine „Null-Toleranz-Strategie“ gegen die Überfischung, stockte ihre Beihilfen für lokale Kontrollbehörden auf und schickte erstmals eigene Inspekture in die Häfen des Mittelmeers. Doch auf Malta beispiels-

## Vom „Hühnchen des Meeres“ zum „König der Ozeane“

lis, der den Riesenfisch als „König der Ozeane“ verehrt.

Das klingt ganz anders als der Titel, den der Thunfisch einst trug. „Hühnchen des Meeres“ hieß er noch vor 40 Jahren, als es ihm im Überfluss gab. Sogar in der Nordsee hat man ihn damals gefangen. Erst der Kult um Sushi und Sashimi, der in den 1980er Jahren aus Japan nach Amerika und Europa schwappte, machte den Roten Thun weltweit zu einer gefragten Delikatesse – und mittlerweile im Meer zu einer Rarität. Jahrzehnte der Überfischung haben die Bestände dezimiert. Der Südliche Rote Thun (*Thunnus maccoyii*), der vor allem in australischen und indonesischen Gewässern lebt, wird seit zehn Jahren auf der Liste der gefährdeten Arten geführt, die letzte Stufe bevor ein Wildtier als ausgerottet gilt. Seine atlantischen Verwandten (*Thunnus thynnus*), für die bisher verlässliche Daten fehlten, könnten noch in diesem Jahr folgen. Meeresbiologen schätzen, dass die Zahl der geschlechtsreifen Tiere seit den 1970er Jahren um 90 Prozent geschrumpft ist.

Für den Ort Barbate ist die Thunfisch-Krise eine Katastrophe. Das 22 000-Einwohner-Städtchen hat kaum Hotels und keine Sehenswürdigkeiten. 600 Familien sind direkt vom Fischfang abhängig. Schon zerbröckelt das soziale Gefüge. Die Jüngeren ziehen weg oder schmuggeln Rauschgift aus dem nahen Marokko. Der Beruf ihrer Väter interessiert sie nicht mehr.

Bevor die Boote an diesem Morgen das offene Meer erreichen, fahren sie an ei-

weise entdeckten Umweltschützer vor Kurzem zwei Piratenfischer und schlugen Alarm, aber die Hafenbehörde ließ die unregistrierten Schiffe entkommen.

Jetzt verliert Brüssel offenbar die Geduld. An diesem Freitag hat die EU-Kommission einen Fangstopp für Thunfisch im Mittelmeer und im Ostatlantik erlassen. Er soll in der Nacht zum Montag in Kraft treten und bis zum Ende des Jahres gelten. Betroffen sind die Fangflotten aus Frankreich, Italien, Griechenland, Zypern und Malta. Spanien wird eine Frist bis zum 23. Juni gewährt. Offenbar ist der Zustand der Thunfischbestände im Mittelmeer derart dramatisch, dass die Kommission einen offenen Konflikt mit der Fischereindustrie nicht mehr scheut. Einen Vorgeschmack von dem, was bevorsteht, gab es in der vergangenen Woche, als Fischer aus Protest gegen steigende Treibstoffpreise vor dem Sitz der Kommission randalierten. Scheiben gingen zu Bruch. Autos verbrannten. 78 Menschen wurden verletzt.

Auf dem Mittelmeer gibt es insgesamt 617 hochtechnisierte Fangschiffe. Und trotz der schrumpfierten Fischbestände werden derzeit 25 weitere Boote gebaut. Kostpunkt: etwa vier Millionen Euro pro Schiff. „Diese Investitionen sind nur mit illegaler Fischerei zu erklären“, sagt WWF-Experte Tudela. Will die gesamte

## Die magere Beute wird sofort an die Japaner verkauft

Flotte auch nur die Kosten decken, muss sie nach WWF-Schätzungen beim heutigen Thunfischpreis mindestens 55 000 Tonnen fangen. Die erlaubte Maximallimite beträgt aber nur 28 500, die von Wissenschaftlern empfohlene gerade einmal 15 000 Tonnen.

Die meisten gefangenen Fische sind heutzutage Jungtiere, kaum mehr als zehn Kilo schwer und noch nicht geschlechtsreif. Statt sie wieder über Bord zu werfen, werden sie in Mastbetriebe an der Küste verfrachtet. Thunfisch-Jungen können inzwischen ganze Küstenabschnitte in fast allen Mittelmeerländern. Groß im Geschäft ist der Spanier Ricardo Fuentes. Er betreibt Mastbetriebe zusammen mit dem Mitsubishi-Konzern. „Ein destruktiveres Geschäft kann man sich kaum vorstellen“, klagt Tudela. Die Farmer drücken den Preis, so dass die anderen Fischer noch mehr Thun fangen müssen, um ihre Kosten zu decken. Vor allem aber verbietet die systematische Fang der Jungtiere, dass die Fische sich vermehren. In Gefangenschaft laichen Thunfische nicht.

Manche Experten hoffen auf den technischen Fortschritt zur Lösung der Thunfisch-Krise. Der Fischerei-Experte Ellis etwa glaubt, dass Methoden entwickelt werden können, mit denen die Aufzucht von Rotem Thunfisch in Käfigen gelingen kann. Tatsächlich erzielten Forscher in Europa und Asien schon Züchterfolge. Doch auch hier nimmt ein, dass noch Jahre vergehen werden, bevor die Verfahren so ausgereift sind, dass sie für den Massenmarkt taugen. Zeit, die der Thun nicht hat. Zumal das Fangverbot der EU nur bis zum Ende des Jahres gilt.

Erst im Frühjahr warnten Forscher auf dem Jahrestreffen der American Association for the Advancement of Science (AAAS), dass dem Roten Thunfisch im Atlantik das gleiche Schicksal bevorstehe wie einst dem Kabeljau vor Neufundland. „Der Kabeljaubestand wurde dort auf weniger als drei Prozent seiner natürlichen Größe dezimiert“, berichtete Pauly. Es war nicht nur ein ökologisches Desaster. Überfischung ließ die kanadische Kabeljau-Wirtschaft einbrechen, von 1,4 Milliarden Dollar im Jahr 1980 auf gerade einmal zehn Millionen im Jahr 2004. 40 000 Arbeitsplätze gingen verloren.

Und genau wie derzeit in Spanien waren auch in Kanada die Stellnetz Fischer die Ersten, die den Kollaps zu spüren bekamen. Die Schleppnetz Fischer führen den verbliebenen Fischen einfach hinterher und bemerken zunächst nicht, wie selten der Kabeljau geworden war. Bis die letzten Schwärme gefangen waren. „Die Geschichte wiederholt sich auf tragische Weise“, sagt Pauly.

Wenigstens eine gute Nachricht erwartet die Fischer von Barbate an diesem Morgen bei ihrer Rückkehr in den Hafen: In einer anderen der vier Almadras haben sie heute Roten Thun gefangen. 36 Stück, die gleich an die Japaner verkauft wurden und schon schockgefroren im Laderaum der *Lady Thun* liegen. MORITZ KOCH



Die traditionelle Thunfischerei wie hier vor Barbate hat es schwer gegen moderne Fangflotten, die das Mittelmeer systematisch durchkämmen. Foto: Corbis

# Fischerei bis zur totalen Er

Der Rote Thun steht kurz vor der Ausrottung – trotzdem rüsten Fangflotten im Mittelr

In der Dunkelheit wirkt die Kaimauer wie das Gerippe eines Urzeitfisches. Dutzende rostige Anker liegen herum. Ein paar Männer kommen auf alten knatternden Mopeds. Die Hafestraße entlang, vorbei an der Fischfabrik und einer kleinen Kapelle. Die Ersten steigen in ihre Boote, lehnen an der Reling, gähnen und frösteln. Es ist fünf Uhr früh und ungewöhnlich kalt für Anfang Juni. Dann kommt das Signal: alle da. Mit brummenden Dieselmotoren verlassen die Schiffe den Hafen. Vier hölzerne Kutter, etwa 50 Mann Besatzung, ein halbes Dutzend Beiboote im Schlepptau. Es ist die Thunfischflotte von Barbate.

Die Fangsaison an der südspanischen Atlantikküste geht bereits zu Ende, und wieder war es ein enttäuschendes Jahr. Kaum mehr als 6600 Thunfische gingen den Fischern seit Anfang Mai ins Netz. Dabei waren die Bedingungen ideal, das Wasser klar, die Mondphasen günstig und das Meer so ruhig wie lange nicht mehr. „In einer Saison wie dieser hätten wir früher fünfmal so viel Fisch gefangen“, sagt Joaquim, der Kapitän der Fischer. Neben ihm steht Ana, die einzige Frau an Bord. Die Biologin berät die Fischer von Barbate seit fast einem Jahr. Sie sagt: „Die Schwärme von früher kommen nicht mehr zurück.“

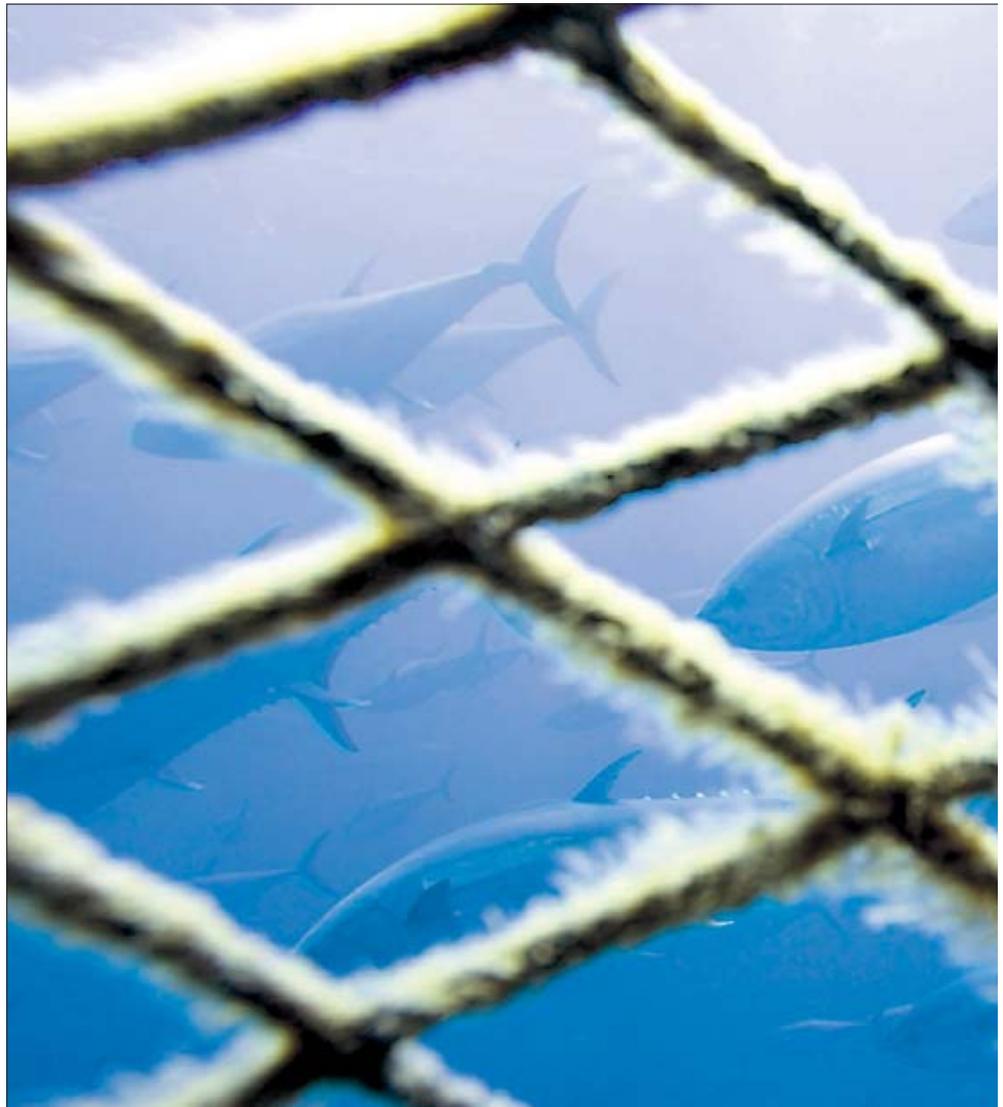
Auf den Roten Thunfisch haben es Joaquim und seine Männer abgesehen, einen der größten und schnellsten Fische der Weltmeere. Mehr als vier Meter lang werden diese Hochsee-Jäger und können ein Gewicht von 700 Kilogramm erreichen. Seinen Namen verdankt der Rote Thun der kräftigen Farbe seines Fleisches. Seine Haut, grau auf dem Rücken, silbrig am Bauch, ist glatt wie Kerzenwachs. Mit Schlägen seiner sichelförmigen Schwanzflosse beschleunigt er auf 80 Kilometer pro Stunde. Der Thun zählt zu den wenigen warmblütigen Fischen. Selbst in den eisigen Gewässern Norwegens bleibt seine Körpertemperatur bei mehr als 27 Grad Celsius. Dafür muss er immer in Bewegung bleiben – und ständig fressen.

Der majestätische Fisch hat außer Wale keine natürlichen Feinde. Bis zu 30 Jahre wird er alt. Der Speiseplan eines ausgewachsenen Thuns liest sich wie eine marine Enzyklopädie. Sardinen, Makrelen und Kalmare verschlingt er ebenso wie Quallen, Schwämme und Seepferdchen. „Der Rote Thun frisst fast alles, was er fangen kann, und kann fast alles fangen, was schwimmt“, sagt der amerikanische Fischerei-Experte Richard El-

Vom „Hühnchen des Meeres“  
zum „König der Ozeane“

lis, der den Riesenfisch als „König der Ozeane“ bezeichnet

SZdigital: Alle Rechte vorbehalten - Süddeutsche Zeitung GmbH, München  
Eine Dienstleistung des SZ-Archivs



Die Netze von mehr als 600 hochtechnisierten Fangschiffen ziehen sich immer enger um werden auch Jungtiere aus dem Meer gezogen oder in Fischfarmen verfrachtet und für

nem hell beleuchteten japanischen Frachter vorbei. Etwa 100 Meter misst die *Lady Tuna*. Ein Koloss verglichen mit den Kuttern der Spanier. Seit fast 30 Jahren kommen die Japaner zur Fangsaison an die südspanische Atlantikküste. Das Fleisch des Roten Thun kostet auf dem Fischmarkt von Tokio zwischen 20 und 30 Dollar pro Kilogramm. Manche Exemplare sind gar ein Vermögen wert. Im Jahr 2001 wurde ein 200-Kilo-Thun mit besonders zartem und fetthaltigem Fleisch für 176 600 Dollar versteigert. Das macht die Jagd auf den Roten Thun zu einem Milliardengeschäft.

Die Fischer von Barbate nutzen eine in Jahrhunderten der Fischerei entwickelte Fangtechnik. Antike Aufzeichnungen zeigen, dass schon die Phönizier kreuz und quer durchs Mittelmeer fuhren, um den Roten Thun mit großen Reusen zu fangen. Ihr Wissen wurde von den Griechen übernommen, bei denen sich wiederum

Jeder Handgriff ist Routine. Die Almadra, sagt man in Barbate, ist auch ein soziales Netz.

Zwei Taucher machen sich bereit, zwängen sich in Trockenanzüge und prüfen die Sauerstoffflaschen. Am sternklaren Himmel kündigt ein blassblauer Streifen den Sonnenaufgang an. Noch müssen die Taucher warten. An Bord herrscht Ruhe. Die Männer rauchen und schnippen ihre Kippen ins Meer. Die Boote dümpeln auf trägen Wellen. Ein Taucher schärft sein Messer.

Dann kriecht die Sonne hinter den schroffen Hügeln empor. Keine fünf Minuten sind die Taucher im Wasser, da rufen sie: „Fisch in der Copo.“ Joaquim bläst in seine Trillerpfeife. Sechzig Hände packen das Netz. Seilwinden zerren es aus dem Wasser. Die Falle schließt sich. Masche um Masche, Meter um Meter heben sie die Copo und ziehen die Kutter näher zusammen. Doch keine sichelförmige

Serj  
Ir  
teln  
Lai  
pols  
Sus  
wer  
Thu  
bev  
ist F  
D  
ist S  
on

Thu  
sati  
EAC

A42291464  
mkoch

## Reportage

lis, der den Riesenfisch als „König der Ozeane“ verehrt.

Das klingt ganz anders als der Titel, den der Thunfisch einst trug: „Hühnchen des Meeres“ hieß er noch vor 40 Jahren, als es ihn im Überfluss gab. Sogar in der Nordsee hat man ihn damals gefangen. Erst der Kult um Sushi und Sashimi, der in den 1980er Jahren aus Japan nach Amerika und Europa schwappte, machte den Roten Thun weltweit zu einer gefragten Delikatesse – und mittlerweile im Meer zu einer Rarität. Jahrzehnte der Überfischung haben die Bestände dezimiert. Der Südliche Rote Thun (*Thunnus maccoyii*), der vor allem in australischen und indonesischen Gewässern lebt, wird seit zehn Jahren auf der Liste der gefährdeten Arten geführt, die letzte Stufe bevor ein Wildtier als ausgerottet gilt. Seine atlantischen Verwandten (*Thunnus thynnus*), für die bisher verlässliche Daten fehlten, könnten noch in diesem Jahr folgen. Meeresbiologen schätzen, dass die Zahl der geschlechtsreifen Tiere seit den 1970er Jahren um 90 Prozent geschrumpft ist.

Für den Ort Barbate ist die Thunfisch-Krise eine Katastrophe. Das 22 000-Einwohner-Städtchen hat kaum Hotels und keine Sehenswürdigkeiten. 600 Familien sind direkt vom Fischfang abhängig. Schon zerbröckelt das soziale Gefüge. Die Jüngeren ziehen weg oder schmuggeln Rauschgift aus dem nahen Marokko. Der Beruf ihrer Väter interessiert sie nicht mehr.

Bevor die Boote an diesem Morgen das offene Meer erreichen, fahren sie an ei-

koten nun mit groben Reusen zu fangen. Ihr Wissen wurde von den Griechen übernommen, bei denen sich wiederum die Römer bedienten. Südlich von Barbate haben Archäologen die Ruinen einer antiken Fischverarbeitungshalle ausgegraben und römische Münzen mit Thunfisch-Prägungen gefunden. Später, als die Araber auf die Iberische Halbinsel vordrangen, übernahmen sie die Fangtechnik der Phönizier und gaben ihr ihren heutigen Namen: Almadraba. Wörtlich übersetzt heißt das: Ort, an dem gekämpft wird.

An der Oberfläche präsentiert sich eine Almadraba als Gewirr aus Tausenden von Bojen. Unter dem Wasser ist es ein sieben Kilometer langes Netz, das auf mehrere Kammern zuläuft, jede etwa halb so groß wie ein Fußballfeld. Die Copo ist die letzte Kammer, aus ihr gibt es kein Entrinnen mehr. Nur noch vier Almadrabas werden heutzutage nordwestlich der Straße von Gibraltar verankert, wo große Thunfisch-Schulen entlang ziehen, um ihre Laichgebiete im warmen Mittelmeer zu erreichen. Treffen sie auf eine Almadraba, schwimmen die Fische an den Netzen entlang, doch der Weg, den sie nehmen, führt sie immer tiefer in die Falle hinein.

Sobald die Fischer ihre Almadraba erreichen, schwärmen die Beiboote aus. Die Fahrer lassen ihre Außenborder aufheulen und stampfen mit Rudern gegen die Planken. So scheuchen sie Fische in die Copo, über deren Eingang sich das Boot des Kapitäns positioniert. Auf der anderen Seite der Falle vertauen sich die drei übrigen Kutter zu einem Hufeisen.

Bayern Seite 24, München Seite 24  
 Masche um Masche, Meter um Meter neben sie die Copo und ziehen die Kutter näher aneinander. Doch keine sichelförmige Schwanzflosse kommt an die Oberfläche, kein zentnerschwerer Fisch kämpft gegen die Falle an.

Die Männer haben das Netz fast eingeholt, da schäumt das Wasser doch noch auf. Hunderte Makrelen zappeln im Todeskampf, verwunden sich mit ihren scharfen Flossen gegenseitig und färben das Meer mit Blut. Eine Winde hievt den Fang an Deck. Ein Haufen kleiner zuckender Leiber. Es ist kein einziger Thun dabei. Die Fischer von Barbate sind nicht verantwortlich für das weltweite Verschwinden der Thunfische. Sogar Naturschützer bescheinigen, dass die Fischerei mit den Almandrabas nachhaltig ist. So werden beispielsweise Tiere mit weniger als 70 Kilogramm zurück ins Meer geworfen.

Die hemmungslose Plünderung beginnt erst jenseits der Straße von Gibraltar. Im Mittelmeer jagen hochtechnisierte Fangflotten den letzten Thunfisch-Schwärmen hinterher, umkreisen sie mit Spezialnetzen und ziehen sie ohne Rücksicht auf Größe und Gewicht aus dem Wasser. Franzosen, Italiener, Griechen, Türken, Kroaten, Algerier und Libyer liefern sich ein regelrechtes Wettrüsten.

Früher war es schwer, den begehrten Thun auf offener See zu finden. Heute wird modernste Ortungstechnik eingesetzt. Einige Fischer lassen Kleinflugzeuge nach den Schwärmen suchen, andere nutzen Satellitensysteme. „Die Fangschiffe sind heute in der Lage, alle Schwärme im Mittelmeer zu orten“, sagt

Die  
ne I

# Erschöpfung

Mittelmeer auf, um auch die letzten Schwärme zu jagen



enger um eine dramatisch schrumpfende Zahl von Thunfischen. Rücksichtslos und für die Sushi-Märkte der Welt gemästet.

Foto: AFP

na- Sergei Tudela, Meeresbiologe beim WWF.

ein Im Juni erreicht die Fangsaison im Mittelmeer ihren Höhepunkt. Kurz vor dem Laichen haben die Thunfische ein Fettpolster – ganz nach dem Geschmack von Sushi-Fans. WWF-Schätzungen zufolge werden zurzeit jeden Tag 10 000 Rote Thunfische gefangen, die meisten davon bevor sie sich vermehren konnten. Das ist Fischerei bis zur totalen Erschöpfung.

Die Regulierung des Thunfisch-Fangs ist Sache der Internationalen Kommission zum Schutz für den Atlantischen

den  
Mi-  
ru-  
im  
än-  
es  
ch.  
he-  
nä-

## Der Thunfischfang ist in den Händen einer Mafia

Thun, kurz ICCAT, einer Tochterorganisation der Welternährungsorganisation

FAO. Sie teilt Europa eine Maximalmenge

gen den lokalen Behörden überlassen ist.

„Viele Inspekture sind eng mit den Fischern verbandelt“, sagt Markus Knigge von der PEW Environment Group. Drastischer drückt sich Daniel Pauly aus, Leiter des Fischereiinstituts der University of British Columbia und einer der weltweit profiliertesten Meeresökologen: „Der Thunfischfang ist in den Händen einer Mafia. Wer sich ihr nicht fügt, wird eingeschüchtert und bedroht. Diese Gangster werden den Roten Thun ausrotten und wegen der aberwitzigen Preise auf dem japanischen Markt bis zum letzten Fisch Profit machen.“

Aus Italien stammen Fotos, die zeigen, dass dort Boote mit EU-weit geächteten Treibnetzen fischen. Aber die italienischen Behörden greifen nicht ein. Auch die Luftaufklärung über den Fanggründen ist nach internationalem Seerecht strengstens verboten. Trotzdem sichtete

weise entdeckten Umweltschützer vor Kurzem zwei Piratenfischer und schlugen Alarm, aber die Hafenbehörde ließ die unregistrierten Schiffe entkommen.

Jetzt verliert Brüssel offenbar die Geduld. An diesem Freitag hat die EU-Kommission einen Fangstopp für Thunfisch im Mittelmeer und im Ostatlantik erlassen. Er soll in der Nacht zum Montag in Kraft treten und bis zum Ende des Jahres gelten. Betroffen sind die Fangflotten aus Frankreich, Italien, Griechenland, Zypern und Malta. Spanien wird eine Frist bis zum 23. Juni gewährt. Offenbar ist der Zustand der Thunfischbestände im Mittelmeer derart dramatisch, dass die Kommission einen offenen Konflikt mit der Fischereiindustrie nicht mehr scheut. Einen Vorgeschmack von dem, was bevorsteht, gab es in der vergangenen Woche, als Fischer aus Protest gegen steigende Treibstoffpreise vor dem Sitz der Kommission randalierten. Scheiben gingen zu Bruch, Autos verbrannten. 78 Menschen wurden verletzt.

Auf dem Mittelmeer gibt es insgesamt 617 hochtechnisierte Fangschiffe. Und trotz der schrumpfenden Fischbestände werden derzeit 25 weitere Boote gebaut. Kostenpunkt: etwa vier Millionen Euro pro Schiff. „Diese Investitionen sind nur mit illegaler Fischerei zu erklären“, sagt WWF-Experte Tudela. Will die gesamte

## Die magere Beute wird sofort an die Japaner verkauft

Flotte auch nur die Kosten decken, muss sie nach WWF-Schätzungen beim heutigen Thunfischpreis mindestens 55 000 Tonnen fangen. Die erlaubte Maximalmenge beträgt aber nur 28 500, die von Wissenschaftlern empfohlene gerade einmal 15 000 Tonnen.

Die meisten gefangenen Fische sind heutzutage Jungtiere, kaum mehr als zehn Kilo schwer und noch nicht geschlechtsreif. Statt sie wieder über Bord zu werfen, werden sie in Mastbetriebe an der Küste verfrachtet. Thunfisch-Farmen säumen inzwischen ganze Küstenabschnitte in fast allen Mittelmeerländern. Groß im Geschäft ist der Spanier Ricardo Fuentes. Er betreibt Mastbetriebe zusammen mit dem Mitsubishi-Konzern. „Ein destruktiveres Geschäftsmodell kann man sich kaum vorstellen“, klagt Tudela. Die Farmen drücken den Preis, so dass die anderen Fischer noch mehr Thun fangen müssen, um ihre Kosten zu decken. Vor allem aber verhindert der systematische Fang der Jungtiere, dass die Fische sich vermehren. In Gefangenschaft laichen Thunfische nicht.

Manche Experten hoffen auf den technischen Fortschritt zur Lösung der Thunfisch-Krise. Der Fischerei-Experte Ellis etwa glaubt, dass Methoden entwickelt werden können, mit denen die Aufzucht von Rotem Thunfisch in Käfigen gelingen kann. Tatsächlich erzielten Forscher in Europa und Asien schon Zuchterfolge. Doch auch Ellis räumt ein, dass noch Jahre vergehen werden, bevor die Verfahren so ausgereift sind, dass sie für den Massenmarkt taugen. Zeit, die der Thun-

## Reportage

Infon, kurz ICCAT, einer Tochterorganisation der Welternährungsorganisation FAO. Sie teilt Europa eine Maximalmenge zu, die dann von der EU-Kommission auf die einzelnen Mitgliedsstaaten übertragen wird. Spanien mit etwa 5400, Frankreich mit 4900 und Italien mit 4200 Tonnen konnten sich die größten Anteile sichern. Naturschützer kritisieren nicht nur, dass die Quoten gegen den dringenden Rat von Wissenschaftlern jedes Jahr zu hoch angesetzt werden. Sie beklagen auch, dass die Kontrolle dieser Fangmen-

den ist nach internationalem Seerecht strengstens verboten. Trotzdem sichtete allein der WWF in den vergangenen Wochen fünf Flugzeuge auf Thunfischsuche, zwei davon bei der süditalienischen Insel Lampedusa.

Dabei sollte alles anders werden in diesem Jahr. Die EU verkündete eine „Null-Toleranz-Strategie“ gegen die Überfischung, stockte ihre Beihilfen für lokale Kontrollbehörden auf und schickte erstmals eigene Inspektoren in die Häfen des Mittelmeers. Doch auf Malta beispiels-

Bayern Seite 24, München Seite 24 re vergären werden, bevor die verrannen so ausgereift sind, dass sie für den Massenmarkt taugen. Zeit, die der Thun nicht hat. Zumal das Fangverbot der EU nur bis zum Ende des Jahres gilt.

Erst im Frühjahr warnten Forscher auf dem Jahrestreffen der American Association for the Advancement of Science (AAAS), dass dem Roten Thunfisch im Atlantik das gleiche Schicksal bevorstehe wie einst dem Kabeljau vor Neufundland. „Der Kabeljaubestand wurde dort auf weniger als drei Prozent seiner natürlichen Größe dezimiert“, berichtete Pauly. Es war nicht nur ein ökologisches Desaster: Überfischung ließ die kanadische Kabeljau-Wirtschaft einbrechen, von 1,4 Milliarden Dollar im Jahr 1968 auf gerade einmal zehn Millionen im Jahr 2004. 40 000 Arbeitsplätze gingen verloren.

Und genau wie derzeit in Spanien waren auch in Kanada die Stellnetz Fischer die Ersten, die den Kollaps zu spüren bekamen. Die Schleppnetzfischer fuhren den verbliebenen Fischen einfach hinterher und bemerkten zunächst nicht, wie selten der Kabeljau geworden war. Bis die letzten Schwärme gefangen waren. „Die Geschichte wiederholt sich auf tragische Weise“, sagt Pauly.

Wenigstens eine gute Nachricht erwartet die Fischer von Barbate an diesem Morgen bei ihrer Rückkehr in den Hafen: In einer anderen der vier Almadrabas haben sie heute Rote Thun gefangen. 36 Stück, die gleich an die Japaner verkauft wurden und schon schockgefroren im Laderaum der *Lady Tuna* liegen.

MORITZ KOCH



Die traditionelle Thunfischerei wie hier vor Barbate hat es schwer gegen moderne Fangflotten, die das Mittelmeer systematisch durchkämmen. Foto: Corbis